

Leseprobe aus:

**Helmut Lethen**

# Der Sound der Väter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

AN DER PERIPHERIE DES KRIEGES I  
Brüssel 1915–1917

Für Ernst Jünger war der Erste Weltkrieg «der große, rote Schlußstrich unter der bürgerlichen Zeit»<sup>1</sup>. Dass 1914 als Zäsur in der europäischen Geschichte empfunden wurde, bestätigen viele Zeitgenossen. Der britische Schriftsteller Wyndam Lewis vergleicht «die Zeit vor 1914 mit einer tropischen, die nach 1918 mit einer arktischen Landschaft»<sup>2</sup>. «Die Vorkriegszeit erscheint wie Prähistorie», schreibt Richard Aldington 1929 in seinem Buch *Death of a Hero*.<sup>3</sup> Einig ist man sich darin, dass im Krieg alle vernunftbestimmten Ordnungsvorstellungen der Vergangenheit zerstört wurden, dass in ihm «das 19. Jahrhundert an der Flamme des 20. verbrannte»<sup>4</sup>. Der berühmte deutsche Stoßtruppführer Jünger weiß, wo der Verbrennungsprozess stattfand und wer ihn entfachte: Die Frontkämpfer waren Agenten des Geschichtsprozesses. «Sieger sind jene, die wie Salamander durch die Schule der Gefahr gegangen sind. Nur diese werden sich in einem Zeitalter behaupten, in dem nicht mehr die Sicherheit, sondern die Gefahr die Ordnung des Lebens bestimmt.»<sup>5</sup> Der Begriff «Avantgarde» gewinnt wieder seinen militärischen Sinn. «Meister des Sprengstoffs»<sup>6</sup> stellen sich an die Spitze einer neuen Rasse, die alle Verbindungen mit dem von humanistischen Werten getönten vergangenen Jahrhundert zerreißt.

Nichts liegt Gottfried Benn ferner als Jüngers Einschätzung der welthistorischen Mission der Frontsoldaten. 1912 hatte er seine militärärztliche Ausbildung in Berlin mit einer Dissertation *Über die Häufigkeit der Diabetes mellitus im Heer* abgeschlossen. Anschließend war er kurze Zeit Unterarzt im Infanterie-Regiment 64 in Prenzlau gewesen, er hatte als Pathologe im Krankenhaus Charlottenburg-Westend, 1913 am Pathologischen Institut des Städtischen

Krankenhauses gearbeitet und war 1914 als Schiffsarzt nach Amerika gereist. Bei Kriegsausbruch wurde er als Sanitätsoffizier eingezogen.

Vom 4. bis 16. August besetzen die deutschen Truppen das neutrale Belgien, am 20. August ziehen sie in Brüssel ein. Viele Belgier fliehen über die Grenzen in die Niederlande oder nach England. Anfang Oktober nimmt Benn als Sanitätsoffizier bei den Truppen des Generals von Beseler an der Belagerung Antwerpens teil. Nach der Erstürmung der Stadt erhält er das Eiserne Kreuz 2. Klasse – über die genauen Umstände seiner Auszeichnung hat er nie gesprochen. Dann wird Benn nach Brüssel zur Militärverwaltung kommandiert. Er bleibt drei Jahre; die Weltstadt gehört zur Etappe der flandrischen Front. In den folgenden Monaten finden schwere Gefechte an der Yser statt. Am 20. und 21. Oktober tobt achtzig bis hundert Kilometer nordwestlich von Brüssel die «Ypern-Schlacht». Bei Westwind kann man den Geschützdonner der Front in der besetzten Metropole hören.<sup>7</sup>

### Im Auge des Hurrikans<sup>8</sup>

Sein Leben lang wird Gottfried Benn von seiner Zeit in Brüssel schwärmen. Noch in seinem Todesjahr erinnert er sich dieser «glänzenden eleganten Stadt»<sup>9</sup>. Der Besuch der Mitternachtsmesse in Brüssel zur Jahreswende 1914 / 15 hat sich seinem Gedächtnis eingepägt: «Das Land war katholisch, der Dom war überfüllt, die meisten mußten stehen, wir fremden Soldaten standen in Uniform zwischen ihnen, und alles gehörte in dieser Nacht zusammen.»<sup>10</sup> Nie hat er die Einschätzung aus dem *Epilog* von 1921 revidiert: «(Ich) lebte in der Etappe einen guten Tag, war lange in Brüssel, wo Sternheim, Flake, Einstein, Hausenstein ihre Tage verbrachten (...) Ich war Arzt an einem Prostituiertenkrankenhaus, ein ganz isolierter Posten, lebte in einem konfiszierten Haus, elf Zimmer, allein mit meinem Burschen, hatte wenig Dienst, durfte in Zivil gehen, war

mit nichts behaftet, hing an keinem, verstand die Sprache kaum; strich durch die Straßen, fremdes Volk; eigentümlicher Frühling, drei Monate ganz ohne Vergleich, was war die Kanonade von der Yser, ohne die kein Tag verging, das Leben schwang in einer Sphäre von Schweigen und Verlorenheit, ich lebte am Rande, wo das Dasein fällt und das Ich beginnt. Ich denke oft an diese Wochen zurück; sie waren das Leben, sie werden nicht wiederkommen, alles andere war Bruch.»<sup>11</sup>

In Jüngers Erinnerungen spielt die Etappe keine Rolle. Entscheidend ist, was an der Front geschieht: «Wir haben stramm nihilistisch einige Jahre mit Dynamit gearbeitet und, auf das unscheinbarste Feigenblatt einer eigentlichen Fragestellung verzichtend, das 19. Jahrhundert – uns selbst – in Grund und Boden geschossen.»<sup>12</sup> Für Benn hingegen wird die Zersetzung des 19. Jahrhunderts, die seine Zukunft bestimmen wird, in der Etappe fortgesetzt. Bis 1933 wird er die Attitüde des Avantgardisten, der sich an die Spitze eines historischen Prozesses setzt, vermeiden. Denn er weiß, dass die, die glauben, Avantgarde zu sein, nur bewusstlos im «sinnwidrigen Umfluß der Historie»<sup>13</sup> mitschwimmen, doch mitschwimmend den Eindruck erwecken möchten, der Prozess liefe nach ihrem Willen, dem Willen autonomer und tapferer Kerle, ab.

Brüssel ist Benns Wunschort insularer Vereinzelung, weil er, vom Dröhnen des Geschichtsprozesses umhüllt<sup>14</sup>, von «der Kriegshistorie zirkuläre(m) manisch-depressiven Irresein»<sup>15</sup> eingeschlossen ist. In der Windstille im Auge des Hurrikans findet Benn seinen Platz: «In Krieg und Frieden, in der Front und in der Etappe, als Offizier wie als Arzt, zwischen Schiebern und Exzellenzen, vor Gummi- und Gefängniszellen, an Betten und an Särgen, im Triumph und im Verfall verließ mich die Trance nie, dass es diese Wirklichkeit nicht gäbe.»<sup>16</sup>

Nur in einer von direkten Kriegshandlungen der Front verschonten Etappe konnte die Arbeit des Fin de Siècle im Laboratorium der Moderne fortgesetzt werden. Hier überlebte die Sprachskepsis

der Jahrhundertwende, die in der Befehlsstruktur der Front keine Chance hatte. In den Lazaretten, Kliniken und in den Brüsseler Bordellen waren die physiologischen Nachtseiten des Heroismus der Front zu besichtigen. Während Leutnant Jünger sich die Armee als eine «verwegene männliche Gesellschaft» vorgestellt hatte, «deren Symbol das Lagerfeuer, das Element der Flamme» sein sollte,<sup>17</sup> fanden sich in Brüssel Leute der Berliner und Münchener Bohème in konfiszierten hochherrschaftlichen Wohnungen oder in Carl und Thea Sternheims Villa *Claircolline* in La Hulpe unweit von Brüssel. Man konnte das nahe gelegene Kongo-Museum jederzeit besuchen, um Spuren vom «Herz der Finsternis» des belgischen Kolonialismus in Schaukästen, Masken und Fotografien der Eingeborenen in Augenschein zu nehmen.

In der von Frontsoldaten einhellig verachteten Etappe ist das wilhelminische Zeitalter der Nervosität gut konserviert, und dort erodiert es. «Eine Art innerer Konzentration setzte ich in Gang», bemerkt Benn, «ein Anregen geheimer Sphären, und das Individuelle versank, und eine Urschicht stieg herauf, berauscht, an Bildern reich und panisch.»<sup>18</sup> Mittler des Erosionsvorgangs sind kaum wehrdiensttaugliche Literaten, ein zur Archivarbeit befohlener Kunsthistoriker und Ethnologe, ein Dramatiker, der den Ruf hatte, notorischer Querulant des Kaiserreichs zu sein, mondäne Existenzen aus der politischen Verwaltung der Besatzungsmacht, Liebhaber der flandrischen Literatur und viele mehr.

Der Kolportageroman *Spionagezentrale Brüssel*, der 1919 in der Hanseatischen Verlagsanstalt erscheint, zeichnet ein weniger harmloses Bild der Stadt. Die Lage ab 1915 wird als dramatisch beschrieben: Um die Flucht wehrfähiger Belgier über die Grenze zu den Niederlanden zu verhindern, wird von Doel bis nach Sluis in Zeeland ein 99 Kilometer langer, engmaschiger Hochspannungszaun errichtet, mit 50 000 Volt geladen. «Man ging weiter. Man verdichtete den Draht durch senkrecht laufende Verbindungsdrähte, die ein Hindurchschlüpfen fast zur Unmöglichkeit machten. Es war

nutzlos! Man ging noch weiter. Man schaffte eine sogenannte neutrale Zone. Man zog hundert Meter von dem elektrischen Draht einen zweiten Draht über die ganze Länge der Grenze.»<sup>19</sup> Es nützte nichts, die deutsche Spionageabwehr tappte lange im Dunkeln. Die Untergrundkämpfer bewegten sich in der belgischen Zivilbevölkerung wie Fische im Wasser, im Häusermeer von Brüssel konnten sie gut untertauchen.

Die Lage der deutschen Besatzungsarmee in Belgien sei, so auch Benn 1928 rückblickend, während der ersten Monate äußerst gefährdet gewesen. «Ein dichtbevölkertes Reich, die schnellgeschlagene nach England abtransportierte aktive Armee war klein gewesen, also waren die Männer im Land.»<sup>20</sup> Die Front war noch nicht im Stellungskrieg stillgelegt, noch dominierten Bewegungskämpfe, «jeden Augenblick konnten die Alliierten zurückkommen, auf des Messers Schneide jede Stunde»<sup>21</sup>. «Eine schwache inaktive deutsche Truppe hielt die Hauptstadt, die schöne impulsive aufgeregte haßerfüllte Hauptstadt; an ihrer Spitze ein Oberbürgermeister, der offen gegen die Verordnungen des deutschen Kommandanten handelte; die Bevölkerung von absolut unverdeckter Feindschaft.»<sup>22</sup> An allen Ecken und Enden der Stadt Überfälle, Sabotageakte, Sprengungen von Tunneln, Attentate auf Truppentransporte.<sup>23</sup> Zudem ist Brüssel ein Zentrum der Spionage mit einem «geheime(n) Nachrichtendienst von unerklärlicher Präzision»; ein Ort, an dem die Sammlung, Werbung und Organisation von wehrfähigen Belgiern und ihr nächtlicher Transport über die holländische Grenze organisiert wird.<sup>24</sup>

Keine windstille Mitte des Hurrikans, sondern ein brisantes Pflaster. Unheimlich sind in der besetzten Stadt auch die Frauen, von denen die Gefahr der Spionage ausgeht. «In den Frauen glühte das Feuer, sie waren die Häupter der Organisation.»<sup>25</sup> Man konnte sie in Uniformen des Roten Kreuzes vermuten; man musste in den Brüsseler «Spiegelsälen» mit ihnen rechnen, den Bordellen, die von den Prostituierten genutzt wurden, um die Offiziere der Besatzungsarmee auszuhorchen.<sup>26</sup> Das Phantombild «Brüssel», das in

der Weimarer Republik kursiert, besteht aus einer Mischung von Hauptverbandsplatz der Etappe an der Westfront, undurchsichtiger Verflechtung von Rotkreuz und Spionage, unkontrollierbarem Widerstandsnest und Zentrum wehrkraftzersetzenden Luxuslebens.

In dieser Stadt geht der Militärarzt Benn seinem Dienst an einem von Nonnen geleiteten Prostituiertenkrankenhaus nach. Kein leichter Dienst, wenn man einige Sätze in einer der Brüsseler Erzählungen autobiographisch liest: «Rönne aber dachte, ich kenne euch Tiere, über 300 Nackte jeden Morgen! aber wie stark ihr die Liebe spielt! Eine kannte ich, die war an einem Tag von Männern einem Viertelhundert der Rausch gewesen, die Schauer und der Sommer, um den sie blühten. Sie stellte die Form, und es geschah das Wirkliche.»<sup>27</sup>

Die Objekte seiner ärztlichen Kunst haben denkbar wenig mit dem Bild der «Prostituierten» zu tun, das die Expressionisten in ihrer Mitleidspathetik gegenüber Randgruppen entworfen hatten. Ludwig Rubiner zählte sie noch als Erste in seinem Katalog von Personen auf, auf die die Dichtung sich jetzt konzentrieren sollte: «Prostituierte, Dichter, Zuhälter, Sammler von verlorenen Gegenständen, Gelegenheitsdiebe, Nichtsteuer, Liebespaare inmitten der Umarmung, religiös Irrsinnige, Säufer, Kettenraucher, Arbeitslose, Vielfraße, Pennbrüder, Einbrecher, Erpresser, Kritiker, Schlafsuchtige, Gesindel.»<sup>28</sup> Benn hat die gesellschaftlich tabuisierte Prostitution nie zum Gegenstand ästhetischer Faszination gemacht.

Die Zahl von dreihundert Untersuchungen an einem Vormittag scheint zwar übertrieben. Doch die spärlichen Informationen über die Kriegsprostitution, die zur Verfügung stehen, legen die Vermutung nahe, dass Benn im Rahmen der sozialhygienischen Maßnahmen der Militärbehörde für die Durchführung von Untersuchungen in großem Maßstab verantwortlich war. Deutsche Truppenangehörige, die in Brüssel ankamen, wurden schon auf dem Bahnhof mit einer Warntafel empfangen<sup>29</sup>:

Gouvernement Brüssel

Brüssel, 6. 1. 1915

GESUNDHEITSPFLEGE

Wer von Militärpersonen nach Brüssel kommt, erkundige sich nach Gesundheitsgefahren der Großstadt.

Auf den Bahnhöfen in Brüssel befinden sich Sanitätswachen. Dort wird in allen gesundheitlichen Fragen gerne Auskunft und Rat erteilt.

Der Gouvernementsarzt  
Pannwitz

Der Stellungskrieg im Westen, der große Heereseinheiten für lange Zeit an einem Frontabschnitt oder einem Etappenraum festhielt, erforderte eine Kriegsprostitution im großen Stil. Ihre Zentren lagen in Belgien und Nordfrankreich. Durch die Einrichtung von Bordellen versuchten die Militärbehörden, den Geschlechtsverkehr der Soldaten unter sanitäre Aufsicht zu stellen.<sup>30</sup> Um die Gefahr venerischer Infektionen einzudämmen, wurden die sozialhygienischen Kontrollen sowohl der Soldaten als auch der Prostituierten verschärft. In speziellen Prostituiertenkrankenhäusern musste ein deutscher Arzt darüber entscheiden, ob vom ärztlichen Standpunkt die «Einweisung oder Entlassung einer Dirne»<sup>31</sup> angezeigt war. «Geheimprostituierte, die zum zweiten Mal in ein Krankenhaus eingeliefert wurden, mußten zwangsweise unter Kontrolle gestellt werden.» Der Verdacht genügte.<sup>32</sup>

Wer nach genauerer Information über Benns Tätigkeit am Prostituiertenkrankenhaus fahndet, wird enttäuscht sein. Für Benn besteht seine Arbeit aus professionellen Routinen, das Skandalon



löst sich unter ärztlichen Handgriffen und der Anwendung von «Salvarsan», des neuen Mittels gegen venerische Krankheiten, auf.

## Bad Guys in Brüssel

«Ein Mensch von Rang sollte sich lieber in böse als in schlechte Gesellschaft begeben.»

(Ernst Jünger, *Das abenteuerliche Herz*)

Die Quartierfrage war in der besetzten Stadt für deutsche Offiziere offenbar leicht zu lösen. «In Brüssel ging ich aufs Geratewohl in ein Hotel, das mit Generalität vollgestopft war»<sup>33</sup>, erinnerte sich der Elsässer Otto Flake an seine Wohnungssuche am 26. Februar 1916. Er bekam ein Zimmer «mit seidenen Bettdecken»<sup>34</sup>. Gottfried Benn war, wie wir schon gehört haben, in magistralen Räumen untergebracht, es fehlte ihm an nichts, und er liebte es, wie berichtet wird,



*Benn 1915/16 in dem von der deutschen Militärbehörde requirierten Haus in Brüssel.*

seine Dienstwohnung mit allen verfügbaren elektrischen Lampen taghell zu erleuchten. Carl und Thea Sternheim wohnten schon vor dem Krieg in ihrem großen Herrenhaus. Beide waren Liebhaber der flämischen Malerei, und Carl Sternheim hatte diesen Wohnsitz in La Hulpe gewählt, weil er sein «merkwürdiges Vaterland zwecks Sichtbarmachung seiner Zustände von weitem besser ansehen und beurteilen zu können hoffte»<sup>35</sup>.

Carl Einstein arbeitete in der Kolonialabteilung.<sup>36</sup> Als er in Brüssel ankam, galt er als einer der tonangebenden Kenner afrikanischer Kunst; wahrscheinlich verdankte er diesem Ruhm seine Abkommandierung Anfang 1916. Ihm eilte der Ruf ungeheuren Hochmuts voraus. «Arrogant sein – wie Carl Einstein» – der Spruch von Hugo Ball kursierte in Künstlerkreisen. Auf jeden Fall verbreitete Einstein, dessen Roman *Bebuquin* vor dem Krieg unter Schriftstellern als Geheimtipp kursierte, Irritation. Der Journalist Fritz Cahén, der ihn 1912 in einem Café in Paris traf, berichtet: «Als ich eines morgens im November (...) zum erstenmal dort saß, stand plötzlich ein kleiner rundlicher Mann mit großer Hornbrille unter der Tür und sagte mit einer Stimme, die leise und penetrant war und jeden zum Zuhören zwang: <Ich verkehre so gerne mit Mördern. Das sind so angenehme Menschen.> Dann kam er an unsern Tisch, als ob er nicht soeben etwas Unfaßbares geäußert hätte und setzte sich. Er hieß Karl Einstein und bereitet gerade für Wolff, Leipzig, ein aufsehenerregendes Werk vor, das Epoche machen sollte. Titel schlicht und einfach: <Negerplastik>. Für das Studium primitiver Kunst, um die man sich bislang nicht recht gekümmert hatte – wenigstens was die Ästhetik anging – war es bahnbrechend. Mit uns saß noch van Hoddis, der Dichter, dessen wirklicher Name Davidsohn lautete.»<sup>37</sup>

Carl Einstein meldete sich bei Kriegsbeginn freiwillig, wurde in erster Instanz als wehruntauglich abgelehnt und drang auf eine neuerliche Untersuchung. «Ein Militärarzt fand mich tauglich. Um 12 Uhr war ich eingekleidet. Mit meinen Kameraden. Nun gehörte ich der Gemeinschaft an, die diesmal entschied und alle Notwendigkeit ausmachte.»<sup>38</sup> Das gab ihm Anlass, zu einem Lob der militä-

rischen Disziplin anzuheben: «Eine der schwierigen Aufgaben des Militärs gegenüber der Romantik der Freiwilligen, die sich noch als Besondere fühlen; die Umwandlung des erregten Enthusiasmus in methodische und produktive Kraft. Ich will vom sogenannten Drill sprechen. Er ist die Grundlage der militärischen Form. Ohne ihn wäre jeder Soldat Francporteur; oder ein zielloses Kanonenfutter, der nie zu einem Feind, nie zu einer Visierlinie käme. Der Drill erzieht jeden Muskel; vor allem ist er eine moralische Angelegenheit. (...) Der bequeme Strassenanzug wurde unerträglich. Wir schämten uns zu Hause und auf der Gasse. Wir mußten dieser männlicheren Zeit gerecht werden. (...) wir erröteten vor den feldgrauen Uniformen.»<sup>39</sup> Endlich ist es so weit. Die Zivilkleider werden gegen die Uniform ausgetauscht: «Wir spürten wir sollten Form erhalten.»<sup>40</sup> Solange Einstein an der Front war, ging es ihm, soviel wir wissen, gut.

Über seine Zeit in Brüssel 1916 / 17 ist wenig mehr bekannt, als dass er afrikanische Lyrik übersetzte und archivarisch tätig war. Er scheint zeitweise in einer psychiatrischen Klinik untergebracht gewesen zu sein. Ob er mit der Verwaltung und Erhaltung der Archive, Akten, Karten und der Bibliothek des belgischen Kolonialministeriums beauftragt oder ob ihm die Aufsicht über das Kongo-Museum in Tervuren übertragen wurde, weiß man nicht. Auf jeden Fall konnte auch er über sein Quartier nicht klagen. «Seine Wohnung soll voller NegerNachahmungen sein.»<sup>41</sup>

Der Zufall hatte in Brüssel Schriftsteller, Kunsthistoriker und Ethnologen zusammengebracht, die es später in der Weimarer Republik zu großer Bekanntheit bringen sollten. Alfred Flechtheim, der in den zwanziger Jahren einer der einflussreichsten Kunsthändler für die Avantgarde war, arbeitete in Brüssel in der Zivilverwaltung. Wilhelm Hausenstein, der sich als Autor verschiedener Artikel zur Kulturgeschichte Flanderns schon vor dem Krieg einen Namen gemacht hatte, gehörte ebenso wie Rudolf Alexander Schröder zur politischen Abteilung der deutschen Zivilverwaltung. Beide dienten der Strategie der Besatzungsbehörden, die Autonomiebewegung der Flamen zu unterstützen. Der Kreis wurde erweitert

durch Hermann von Wedderkop, der in den zwanziger Jahren die mondänste Zeitschrift der Republik, *Der Querschnitt. Magazin für aktuelle Ewigkeitswerte*, herausgab, und Theodor Tagger, der unter dem Namen «Ferdinand Bruckner» Dramen verfasste, die gegen Ende der Republik Aufsehen erregten. Otto Flake war mit der Filmzensur in der besetzten Stadt betraut. Er hatte wie die meisten 1914 den Krieg begrüßt, doch war seine Begeisterung in der Brüsseler Zeit einer Haltung der Indifferenz gewichen: «Im Grunde ist es gleich, wie die Dinge sind; daß sie eine Form haben, ist das Wesentliche. (...) Strafgerichte sind militärische Notwendigkeiten des Augenblicks, Erhebungen der Zivilbevölkerung begreifliche Erregungen des Augenblicks, und vielleicht ist diese Feststellung alles, was man, nachdem zwei Jahre vergangen sind, noch sagen kann.»<sup>42</sup>

Benn hat sich offenbar nicht als Mitglied einer «literarischen Kriegskolonie»<sup>43</sup> betrachtet. Er besuchte häufig Carl und Thea Sternheim und plante zusammen mit Carl Sternheim und Carl Einstein 1917 eine *Enzyklopädie zum Abbruch bürgerlicher Ideologie*, eine kritische Revue bourgeois Herrschaftsformen, die nie zustande kam.

Carl Sternheim war 1911 durch seine skandalumwitterte Komödie *Die Hose* berühmt geworden. Er galt als einer der schärfsten Kritiker des *Juste Milieu* des Kaiserreichs. Benn werden Sternheims an Schopenhauer und Nietzsche geschulte Sprachreflexionen gereizt haben. Er schätzte offensichtlich, dass Sternheim in seinen Dramen das «betrügerische Idiom» des wilhelminischen Bürgertums durch Vorführung ihrer «akustischen Masken» (Canetti) enthüllte. Zwischen Februar und Herbst 1917 fuhr Sternheim regelmäßig von La Hulpe nach Brüssel, um Benn zu besuchen, der ihm dann auch als Arzt zu Hilfe kam, als die deutsche Militärverwaltung Ende März 1917 Sternheims Dienstuntauglichkeit infrage stellte und ihn einzuziehen drohte.

Die Aufzeichnungen seiner Frau Thea enthalten nur *ein* prägnantes Porträt eines der Schriftsteller in der besetzten Stadt: Benn. Unbegreiflich, mit welcher Hellsicht sie schon beim ersten Kontakt,

am 3. Februar 1917, die ihr unheimliche Physiognomie schildert: «Abends (der Zug hatte mehr als eine Stunde Verspätung) kommt Karl mit dem Arzt und Schriftsteller Gottfried Benn. Ein blonder schlanker, typisch preussisch aussehender Mensch, in der Art der jungen Bredows und Unruhs. Er macht Verbeugungen beim Herein- und Hinausgehen (...). Man spricht über Literatur. Ohne besondere Relation zu den Jungen schätzt er einiges von Werfel, einiges von Mann, Sternheim. Vorliebe für Hölderlin. (...) Entwicklung auf naturwissenschaftlicher Basis aufgebaut. Wie kommt sein Wortschatz so ins Blühen? Der Sohn eines protestantischen Pastors in der Mark, seine Mutter Genferin, Calvinistin. Unter Begriffen wie Gottes Zorn, Vaterland, Bereitschaft für den Staat zu sterben aufgewachsen, fragt er nicht: Wie konnte dieser schreckliche Krieg möglich werden, sondern antwortet: Da er einmal da ist, muss er ausgekämpft werden. Milde ist in keiner Hinsicht am Platze.»<sup>44</sup> Dieser Mann wird sie noch Jahrzehnte faszinieren.

Verglichen mit den Künstlern und Literaten bei der deutschen Zivil- und Militärverwaltung in der Metropole war die Lage derer, die zur gleichen Zeit an der Westfront – etwa am Ypern-Bogen – eingesetzt waren, bedeutend härter. Auffällig ist, dass die Künstler an der Front sich später politisch engagierten. Eine Reihe von ihnen fand sich in einer von dem Kunsthistoriker Walter Kaesbach geführten Einheit des Roten Kreuzes in Flandern, darunter der *Brücke*-Maler Erich Heckel und Max Beckmann.<sup>45</sup> Sie taten mal Dienst an der Front, mal in Kriegslazaretten, wo sie jedoch vor dem Geschützfeuer der englischen Kriegsschiffe und vor Luftangriffen nicht sicher waren. Die Einheit wurde Ende 1916 nach Ostende verlegt, das ähnlich «fern des Krieges» lag wie Brüssel und wo man den berühmten Maler James Ensor besuchen konnte.

Die Härte des Stellungskriegs im Ypern-Bogen erlebten Erwin Piscator (der das Theater der Weimarer Republik revolutionieren sollte), Ludwig Renn (dessen Roman *Der Krieg* die Welle der Antikriegsromane gegen Ende der Republik mit anregte) und Wieland

Herzfelde (der mit seinem Malik-Verlag der größte Verleger sozialistischer Literatur wurde). Ernst Jünger schrieb zwei Kapitel seines Tagebuchs *In Stahlgewittern* über die Ereignisse an der Front in Flandern.

Zwischen den Künstlern an der Front und den Leuten in Brüssel gab es kaum Kontakte. Aus der Sicht Benns waren sie Aktivistinnen an der Peripherie. Auch zu den meisten seiner Brüsseler Schriftstellerkollegen hielt Benn Distanz. Thea Sternheim hatte es ihm angetan. Carl Einstein kannte er noch aus Berlin, er wird bis Ende der zwanziger Jahre sein Freund sein. Alle teilten offenbar das «Brüsseler Gefühl», das Otto Flake beschrieb: «Es war ein Provisorium, und das Provisorium hatte seine Ordnung – also war es eine Pause, in der Einatmen und Ausatmen der Welt sich die Waage hielten. Nichts konnte seltsamer sein als dieser Friede in friedloser Zeit.»<sup>46</sup>

## Endmoräne des Zeitalters der Nervosität

«Die Farce dieser Zeit, die sich in unseren Nerven spiegelt, hat einen Grad der Infantilität erreicht, der sich mit Worten nicht mehr wiedergeben lässt.»

(Hugo Ball, *Die Flucht aus der Zeit*)

Betrachtet man Umgangsformen, physische Konstitution und Mentalität einiger Autoren in Brüssel, so kommt man zu dem Eindruck, dass in dieser Enklave eine Endmoräne des wilhelminischen *Zeitalters der Nervosität* erhalten geblieben war. Schon allein vom medizinischen Gesichtspunkt aus legen ihre Schicksale eine solche Vermutung nahe: Einstein erlitt 1917 / 18 einen Nervenzusammenbruch, Sternheims nervöse Anfälle waren berüchtigt. Auch Benns Held Rönne ist ein Nervositätstyp, der zwischen Empfindungen des Verlusts aller Körperkonturen und dem Wunsch nach einer gepanzerten Form schwankt.

Benn schreibt 1921 im *Epilog*, dass ihn alles faszinierte, «was die

Zivilisation unter Führung der Schulmedizin anrühlich gemacht hatte als Nervenschwäche, Ermüdbarkeit, Psychasthenie»<sup>47</sup>. Rönne wird als Krankheit «Neurasthenie» bescheinigt. Benns literarische Produktion jener Jahre kann als Versuch begriffen werden, das, was herkömmlich von Psychiatern als Krankheit definiert worden war, als Bedingungen seiner Produktivität zu akzeptieren.<sup>48</sup> In Brüssel, umgeben von Exzentrikern, konnte Benn genügend Formen der Nervenschwäche beobachten, um das Urteil von Magnus Hirschfeld zu teilen, der in der Etappe ein Treibhaus der Neurasthenie erkannte. Hirschfelds *Sittengeschichte des Weltkrieges* registrierte gerade in der Etappe erhöhte Reizbarkeit und gesteigerte «Nervempfindlichkeit», die sich bis zur Psychose steigern konnte: Das Etappen-Klima baue Hemmungen ab und erzeuge «sexuelle Hypersensibilität»<sup>49</sup> – eine Folge der «Ungewißheit der Zukunft, der Aufhebung der Lebenssicherheit, der Fragwürdigkeit aller Dinge und des Schattens des Todes, der alles verdüstert»<sup>50</sup>. Das alte Leiden der Kaiserzeit, das unter Frontsoldaten kaum mehr vorkam, überwinterte in der Etappe und brachte exzessive Produktionen in Gang.<sup>51</sup>

Seit 1880 wuchs die Klage über die Nervosität sprunghaft an und wurde in einem Strom medizinischer Fachliteratur über die alarmierenden «Zerstreuthheitsstörungen» erörtert. Allenthalben stellte man Symptome einer «reizbaren Schwäche» fest. Das halb hypochondrische, halb somatische Wollen-und-nicht-Können wurde mit dem neuen Begriff der «Neurasthenie» belegt. Da die Kapazität der fast fünfhundert Nervenanstalten nicht ausreichte, wurde um 1900 zur Gründung von Volksnervenheilstätten aufgerufen.<sup>52</sup>

Obwohl oder weil die Ärzte nur ein diffuses Krankheitsbild der Entscheidungslosigkeit und Unentschiedenheit der Gefühle bei gleichzeitig heftigem Empfinden des Gejagtseins konstatierten, nahm das Nervenlamento bald epidemisches Ausmaß an. Typische Symptome waren Herzflattern, Schlaflosigkeit, Mattheit, Angst vor Impotenz und Reizbarkeit. Badereisen und Kuraufenthalte, mit denen Neurastheniker Linderung suchten, wurden zu einem

Bestandteil des «nervösen Lebensstils». Von den sich schnell verbreitenden Nervenheilstätten bis zu den politischen Schaltstellen des Kaiserreichs, von den Telefonzentralen bis zum Wagnerkult – überall waren Symptome der «nervösen» Ära zu erkennen. «Nervosität» wurde zu einem Faktum, das nicht nur in medizinischen Fachzeitschriften behandelt wurde, weil Menschen darunter litten und Therapeuten seine Ursachen zwischen Körper und sozialer Umwelt nicht genau situieren konnten, sondern es bestimmte auch die politischen Debatten: Wird das Außenministerium in der Marokkokrise starke Nerven zeigen?<sup>53</sup> Tritt in der Entscheidungsschwäche des Kaisers nicht zutage, dass er selbst ein nervöser Typ ist? Nur notdürftig werde seine Neurasthenie durch Säbelgerassel überdeckt.

Kann man der «Nervosität» der Kaiserzeit eine positive Seite abgewinnen? Die für sie typische Unsicherheit der Grenzziehung zwischen gesund und krank hat nicht notwendig etwas mit Pathologie zu tun. Außer den bekannten, unangenehmen Symptomen – der zu Unberechenbarkeit führenden Reizbarkeit der Nervösen – lassen sich auch Indizien für eine zivilistische und lebenslustige Mentalität im Bürgertum des Kaiserreichs ausmachen.<sup>54</sup> Das Studium der «Nervosität» zeigt, wie ungeheuer verbreitet eine hedonistische Lebenseinstellung war. Allerdings bestand das Dilemma der Patienten und ihrer Ärzte darin, dass sie Nervosität nicht als Form gesteigerter Sensibilität, sondern ausschließlich als Vitalitätsverlust, als Mangel diagnostizierten und empfanden.

Das Nervengespräch war nicht zuletzt auch eine dezente Konversation über Sexualität. Man dachte bei «Nerven» an Gehirn oder Genitalien. Der Begriff ließ es in der Schwebe. Jedenfalls fand das «Nervenlamento» unter Menschen statt, deren Sinne – unruhig um Sexualität kreisend – in Panik gerieten, wenn sie ein Nachlassen fürchteten. Die nervöse Rede über Sexualität war von Angstlust geprägt. Die sexuelle Sehnsucht fand keine gesellschaftlich akzeptierte Form. Kurz, die Sinngebung der nervösen Weichheit misslang im Kaiserreich.